

## Igor Schestkow "Silvester"

Zu Silvester kamen Aljoscha und Sergei zu mir zur Männerparty. Allein feiern macht schwermütig.

Zum Trinken hatte ich nur reinen Spiritus von der Arbeit besorgt. Ich verdünnte ihn mit kaltem Wasser und goss das Gemisch in eine Stolitschnaja-Flasche. Die Flasche erwärmte sich sofort. Ich presste noch ein wenig Zitronensaft hinein, stöpselte sie zu und stellte sie zur Abkühlung auf den Balkon. Zum Essen war auch nicht viel da. Ich kochte Buchweizen. Briet Kartoffeln mit Zwiebeln. Eine fette Wurst hatte ich auch besorgt. Ich schnitt sie in Würfel und gab sie mit einem Ei in die Pfanne. Für mich blieb noch saurer Quark. Und für die Gäste – Brot, Butter und Käse.

Aljoscha brachte eine Flasche Weißwein, Kaffee und sein Mokka-Kännchen mit, um türkischen Kaffee zu kochen. Sergei – zwei Tafeln Schokolade. Schätze! Wo hatte er sie ergattert? In den Moskauer Läden gab es seit zehn Jahren keine Schokolade. Nur unter dem Ladentisch.

Gegen elf Uhr setzten wir uns an den runden Tisch. Zu Beginn entschieden wir uns für den Weißwein, um das verflossene Jahr zu verabschieden. Ich verteilte das Essen auf die Teller, goss den Wein in die Gläser und sagte: „Trinken wir, Freunde, auf das hoffentlich für immer vergangene Jahr 1983. Und wünschen ihm so schnell wie möglich in der Scheiße zu ertrinken!“

„Wem ihm?“, fragte Sergei .

„Andropow“, erklärte Aljoscha.

„Nein, lieber Aljoscha, nein, du siehst das zu eng! Obwohl du noch nicht betrunken bist! Im Prinzip hast du recht. Erstens soll das glorreiche Jahr 1983 in der Scheiße ertrinken.

Zweitens, und wirklich möglichst rasch, unser lieber Genosse Generalsekretär Juri Wladimirowitsch Andropow höchstpersönlich. Und unmittelbar danach – alle Politbüromitglieder, das gesamte ZK der KPdSU und der Staraja Platz zusammen mit dem Denkmal der Plewna-Helden!“

„Lassen wir besser die Plewna-Helden in Ruhe, aber der Dserschinski-Platz mit dem Denkmal und, ganz wichtig, die Lubjanka müssen in Scheiße ertränkt werden! Ohne Gnade!“, ergänzte Sergei begeistert.

„Und der Dserschinski-Platz und der „Eiserne Felix“ und die Akademie des Generalstabes und die Akademie der Volkswirtschaft!“

„Und die Akademie der Künste!“

„Und die Akademie der Wissenschaften auch!“

„Und die Moskauer Universität!“

Aljoscha fragte: „Möchtest du, dass ihre Spitze sichtbar bleibt?“

„Ich möchte, dass weder Spitze, noch Wappen sichtbar bleiben. Und das Allerwichtigste – mein Institut muss für immer verschwinden! In die fünfte Latrinen-Dimension.“

„Drück dich bitte genauer aus, muss alles verschwinden oder in Scheiße versinken?“

„Ich möchte, dass es zuerst verschwindet und dann ertrinkt. Oder umgekehrt.

Hauptsache, dass ich nicht am zweiten Januar dort hocken muss. Den ganzen Tag.“

Beim Blödeln merkten wir nicht, dass der Zeiger Richtung Zwölf kletterte. Ich schaltete das Radio ein. Es lief die Sendung „Majak“. Einen Fernseher hatte ich nicht. Die Neujahrsgratulation wurde schon vorgetragen, der Moderator verlas mit blecherner Stimme die Aufrufe an das sowjetische Volk. Oder waren die Aufrufe schon vorbei und wurden schon die stupiden Gratulationen gesendet? Bei dieser schwulstigen Phraseologie konnte man nichts verstehen. Sergei vermutete, dass der Genosse Generalsekretär nicht mehr in der Lage sei zu sprechen. Gratulationen vorzulesen war üblicherweise seine Ehrenpflicht.

Es schien, als ob die Stimme des Sprechers vor Begeisterung und Enthusiasmus erstickt war. Endlich deklarierte er sakramental: „Frohes neues Jahr, Genossen!“

Danach brach Stille aus.

Vor dem Glockenspiel aus dem Spasskaja-Turm im Kreml. Furchterregende Stille. Als ob alles verschwunden und das Universum in das Stadium vor der Welterschaffung zurückgekehrt sei. Aber die Welt erschien sofort wieder, gab uns keine Zeit, die Glückseligkeit des Nichtseins zu genießen.

Die Turmuhr schlug. Wir standen da mit den Gläsern in der Hand, stießen an, tranken den kalten Spiritus und setzten uns. Ich habe das Radio ausgeschaltet. Zum Teufel mit Tschaikowsky oder anderem hochnäsigen Unsinn. Ich legte die Kassette von Elton John ein. Wir fingen an zu essen. Tranken Wein und Aljoschas Kaffee. Aus dem Jemen. Ein Bekannter hatte ihn mitgebracht.

Aljoscha schilderte uns, wie sie in seinem Institut das alte Jahr verabschiedet hatten. Wie die Mitarbeiter sich nahezu um den Verstand soffen, welchen Unsinn sie anzettelten. Sergei prophezeite finstere Zeiten für das sowjetische Land. In seinen Vorhersagen übertrieb er immer, aber das empfanden wir als angenehm. Ich ergänzte manchmal etwas, aber die meiste Zeit schwieg ich. Mir war übel, ich wollte vor mir selber davonkriechen, in ein körperloses Wesen verwandelt werden, und für immer die Erde verlassen. Aber gerade das konnte man damals nicht. Die Emigrations-Welle war verebbt, dafür wütete der afghanische Krieg mit ungeahnter Kraft. Die Zwangseinberufung hing wie ein Damoklesschwert über jedem von uns. Seit dem Abschluss der Universität waren wir wehrpflichtige Reserveoffiziere. Die UdSSR unter Andropow verfolgte Dissidenten besonders grausam. Manche Juden, die aktiv für das Ausreiserecht gekämpft hatten, wurden von „Rowdys“ brutal verprügelt. Am helllichten Tag, auf Moskauer Straßen. An den Metroeingängen gab es Ausweiskontrollen. Angeblich veranstaltete die Obrigkeit Jagd auf die Schwänzer, die den Aufbau des Kommunismus sabotierten. Die Intelligenz reagierte erschrocken. Die Stalinisten triumphierten. Sie dachten, dass ihre Zeit wiedergekommen sei. Die Arbeit im Institut nervte mich wegen ihrer Sinnlosigkeit. In der Familie war nichts mehr in Ordnung. Meine Frau war immer gereizt. Wir zankten uns. Meine Tochter kränkelte oft. Meine Bilder gefielen mir nicht mehr. Ich ahnte, dass ich sie umsonst male. Ich musste mein Leben ändern. Aber wie?

„Stellt euch vor, der betrunkene Maslennikow hat sich in unserem Institut verirrt! Wie im Dschungel. Er ist gestürzt und konnte nicht mehr aufstehen, kroch den Korridor entlang. Auf dem Teppichläufer, wie auf einer Flugzeug-Piste. Niemand ist ihm begegnet, keiner half ihm. Alle steckten in ihren Laboren, sangen dort und tanzten. Und er kroch weiter, bis zur Direktion. Später erzählte er mir selbst: Ich liege also auf dem Boden und sehe Füße. Diese Füße nähern sich mir. Und diese Importschuhe sind mir erstaunlich gut bekannt. Wo, frage ich mich, habe ich diese wunderbaren Schuhe gesehen? Wie vom Blitz getroffen – diese Schuhe gehören unserem Direktor Aschotur Aschotuwowitsch, der brachte sie aus Frankreich mit. Ich versuchte meinen Kopf zu heben, es ist mir nicht gelungen. Ich wollte sagen: Sehr geehrter Aschotur Aschotuwowitsch, entschuldigen Sie, ich habe ein bisschen zur Brust genommen! Aber ich konnte nicht reden, meine Zunge bewegte sich nicht, die Stimme blieb in der Kehle

stecken. Nach zweihundert Gramm Klarem bleibt sie jedem stecken. Ich muhte wie ein Dummkopf. Aschotur geriet in Wut. Er rief meinen Chef herbei.“

Sergei fragte: „Also wurde Maslennikow rausgeworfen?“

„Wieso? Wie kann man ihn entlassen? Wer würde in den Werkstätten arbeiten? Er wurde nicht entlassen, aber beschimpft und ermahnt. Der Werkstättenleiter Kosodoew war selbst betrunken. Rot wie eine Kugel. Und wackelig auf den Beinen. Er blieb jedoch dabei – Ich bürgte mit meinem Kopf für Maslennikow. Aschotur brüllte eine Weile, ging aber dann weg. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.“

Ich bat: „Sergei, erzähl uns, was wird im neuen Jahr passieren, krepirt Andropow? Oder müssen wir noch lange warten.“

„Andropow wird bestimmt bald abtreten. Vielleicht ist er ja schon. Seit wann wurde er in der Glotze nicht mehr gezeigt? Aber ändern wird sich nichts. Sie werden einen anderen Demenzkranken an die Spitze stellen.

Den Chef von der Breschnew-Garage zum Beispiel. Oder, noch schlechter, den Leningrader Romanow. Alle verstehen, dass es so nicht weitergehen kann, aber niemand will etwas unternehmen, alle haben Angst im eigenen Fell ein Loch zu kriegen. Solange nicht alle Politbüromitglieder tot sind, wird sich nichts verändern. Und wenn, ist gar nicht klar, ob es dann besser wird. Ohne dritten Weltkrieg geben die Kommunisten die Macht nicht ab. Und einen atomaren Krieg überleben nur die Chinesen. Das wissen sie und fürchten den Krieg nicht. Siao-Miao!“

Sergei mimte „einen Chinesen“, er machte eine süßliche Fratze und zog mit den Händen seine Augen schräg.

Das Telefon klingelte. Es war Idka, eine alte Freundin.

„Leute, nehmt einen Hund und kommt zu uns. Unser Haus ist voll, und die Märchenfrau ist auch hier. Dimytsch, bring Sprit mit, wir haben wenig Treibstoff!“  
Wir berieten uns. Aljoscha meinte: „Ich werde nach Hause fahren. Die Metro ist noch in Betrieb. Mir sind sowohl Frauen als auch Märchen schnuppe, und Vitalik wird mich mit seinen Gesprächen quälen. Ich bin ein Freimaurer-Jud für ihn. Er selber ist natürlich ein Patriot!“

Sergei begeisterte sich: „Wer ist diese Märchenfrau? Ich wollte immer schon eine Märchenfrau kennen lernen!“

Sergei und ich haben entschieden hinzufahren. Zuerst begleiteten wir Aljoscha zur Metro, dann gingen wir zur Kreuzung, um ein Taxi oder einen Privatfahrer zu nehmen. In Moskau ist immer jemand unterwegs, nach fünf Minuten rasten wir schon auf der Ausfallstraße zur Stadt der Physiker. Auf meinem Knie gluckerte eine Dreiliterflasche mit Spiritus, der eigentlich für die Reinigung von Kontakten gedacht war.

Idkas Haus ist hoch. Ihre Wohnung im fünfzehnten Stock. Gott sei Dank funktionierte der Aufzug. Die Musik hörten wir schon im Lift: Abba. Wir trafen ein. Die Luft in der Wohnung war zum Schneiden. Meine Flasche wurde mir sofort geraubt. Idka führte uns ins Gästezimmer, um die Märchenfrau anzuschauen.

Sie tanzte in der Mitte des Raumes. Na ja, eine Blondine. Ziemlich groß. Und nett. Sie bewegte sich gut. Aber neben ihr tanzte, selbstzufrieden lächelnd, ihr Bräutigam, der Physiker. Das bedeutete für Sergei – keine Hoffnung. Und für mich war sowieso alles verloren, ich war verheiratet. Sergei schaute wehleidig den Tanzenden zu, seufzte tief und ging hinaus.

Vitalik, Idkas Mann, trat an mich heran.

„Dimytsch, lass uns in die Küche gehen. Dort gibt es noch ein Tröpfchen.“

„Habt ihr noch was? Ich kann dieses starke Zeug nicht mehr trinken!“

„Ich habe noch eine gute Flasche hinter dem Schrank.“

In der Küche war niemand. Vitalik schenkte mir Rotwein ein. Wir stießen an und tranken. Vitalik wies zum Fenster und lächelte verächtlich.

„Guck mal, da unten in der Ecke, der schwarze „Wolga“ mit den KGBlern.“

„Beobachten sie euch?“

„Nicht uns, den Bartjuchow. Der hat es gewagt zu Sacharow vorzudringen. Wurde aber erwischt. Und aus Gorki ausgewiesen.“

„Ist Bartjuchow wirklich hier?“

„Sowohl Bartjuchow als auch Bartjuschicha. Lüdka ist schon beschwipst. Und ihr Mann stellt im Kinderzimmer sein politisches Programm vor. Das ist unser Mensch. Komm, überzeug dich selbst.“

Im Kinderzimmer saßen zehn oder zwölf Gäste auf dem Fußboden. Bartjuchow verkündete überzeugend: „Ja, unser Land ist weit entfernt von der Vollkommenheit, ja, bei uns regieren die alten Kretins, aber schaut euch Amerika an! Demokratie, die bis zum Hals in Korruption steckt. Amerika schädigt die Weltökologie mehr als alle

anderen Länder der Welt. In den großen Städten gibt es stinkende Gettos für Arme und Farbige. Und unsere Dissidenten wollen nur eins, so schnell wie möglich dahin. Wenn sie abhauen, wird es für uns noch schwieriger.“

Ich wollte ihn nicht hören. Alles, was er sagte, war mir seit langem bekannt. Diese Kenntnis beflügelte mich nicht, sie bedrückte mich. Weil ich kein Held war. Ich hasste das „verfluchte Russland“ auch dafür, dass es mir ständig meine Feigheit demonstrierte. Dieser Staat zwang mich, nach seinen Regeln zu spielen. Niemals ließ er mich in Ruhe. Er war allgegenwärtig. Beherrschte das Bewusstsein. Es war schrecklich, diese widernatürliche Verbindung des Menschen mit dem Staat. Nicht wir lebten in ihm. Er lebte in uns. Wie ein dominierender Parasit.

Ich hatte Mitgefühl mit den Dissidenten, aber zur Selbstaufopferung war ich nicht fähig. Das Einzige, was ich dem allmächtigen kommunistischen System entgegensetzen konnte, waren meine Kunst und die böse Zunge. Meine Kunst war aber nicht gefragt. Die Moskauer Küchengespräche bedrückten mich. Manchmal weinte ich in der Nacht. Vor Hilflosigkeit.

Ich ging zu den Tanzenden. Trat in den Kreis. Begann mich zu winden, rhythmisch zu hüpfen und zu drehen. Ich tanzte lange. Eine Stunde oder zwei. Manchmal mit einer Dame. Manchmal allein. Ging permanent in die Küche, um zu „ergänzen“.

Ich tanzte auch mit Lüdka-Bartjuschicha. Sie schmiegte sich an mich. Wollte mich küssen. Ihre Zunge war lang. Sie arbeitete mit ihr wie mit einem Propeller. Wir haben uns gierig geküsst. Vitalik hat uns gesehen und mir den Vogel gezeigt, bist du übergeschnappt, das ist doch die Bartjuschicha! Mir aber war alles egal! Wenn Lüdka mir angeboten hätte, mich mit ihr zu paaren, hätte ich es auch getan. Nicht aus Liebe oder Geilheit. Einfach, weil ich mein Leben nicht schätzte. Mir war klar, wenn man „alles richtig“ macht, wird es noch schlimmer. Das bedeutete, man muss alles „nicht richtig“ machen.

Idka kam zu mir und sagte: „Alle gehen spazieren, frische Luft schnappen, sonst erstickt man hier noch vor lauter Zigarettenqualm. Kommst du mit?“

Ich habe meinen Filzmantel angezogen, die Kaninchenfellmütze aufgesetzt und die Wohnung verlassen. Im dunklen Korridor suchte ich den Lift und fand ihn nicht. Idka nahm mich beim Arm und führte mich zum Aufzug. Sie half mir auch beim

Hauseingang. Später sind die anderen gekommen. Jemand schlug vor: „Lasst uns zum Dorf Tichonja gehen! Dort ist die Kirche so schön.“

Etwas noch Dümmeres, als nach Tichonja zu laufen, konnte es nicht geben. Gerade deshalb waren alle einverstanden.

Wir schlenderten in Richtung schöner Kirche. Drei Kilometer waren es bis dorthin. Durch einen Winterwald. Durch Schluchten und Schneefelder. In der Nacht. Zum Glück lag der Schnee noch nicht hoch. Nur ein paar Zentimeter. Sonst wäre jemand erfroren. Ich ging mit Idka und sah nach oben. Am winternächtlichen Himmel zogen dreckiggelbe Wolken vorbei. Manchmal schauten dazwischen Sterne herab. Dorthin, in diese schwarzen bodenlosen Räume, wollte ich fliegen. Und nicht zurückkehren. Nach ungefähr einer halben Stunde kapierten wir, dass wir die anderen aus unserer Kompanie verloren hatten. Und Tichonja wurde unerreichbar für uns. Wir hatten uns verirrt. Obwohl Idka das Gelände bekannt war.

Sie wusste genau, hier ist der Wald, hier das Feld, hier eine kleine ungefährliche Schlucht, und hinter ihr soll die schöne Kirche sehr gut sichtbar sein. Alles war da, nur die Kirche sahen wir nicht.

Idka war nicht verwirrt. Sie schlug vor: „Lass uns baden gehen!“

„Bist du wahnsinnig! Im Winter baden. Wo?“

„Ich bin nicht verrückt. Da, schau dort. Das sechsstöckige Gebäude. Dort befindet sich ein Gaslaser. Um ihn zu kühlen, wurde ein Bassin angelegt. Das Wasser darin ist immer warm. Auch im Winter. Warm und klar.“

„Das ist ja was! Und wie kommen wir dorthin?“

„Wir klettern durch den Zaun, ich kenne da eine Stelle.“

„Geht das?“

„Mal sehen.“

Wir kamen zum Zaun. Drei Meter hoch. Oben – Stacheldraht.

„Wo ist hier ein Loch?“

Zwanzig Minuten suchten wir nach dem Loch. Fanden es aber nicht. Dafür aber ein gitterartiges Tor, ohne Stacheldraht. Ich entschied mich über das Tor zu steigen. Kletterte brav. Riss mir die Hose etwas auf. Die Landung war schmerzhaft und hinterließ Prellungen. Hauptsache, ich war auf der anderen Seite. Stolz wie ein Cowboy.

Idka ist nicht über das Tor geklettert. Sie versuchte unter dem Tor durchzukommen. Aber sie blieb stecken, geriet in Panik und jammerte. Ich hörte entferntes Hundegebell. Also, dachte ich, Schluss mit dem Winterbad. Jetzt kommen die Wachhunde und beißen uns zu Tode. Ein schönes Silvester-Ende! Oder wir werden wie Spione verhaftet. In der Neujahrsnacht beabsichtigten Volksfeinde unseren sowjetischen Geheimplaser zu sabotieren! Damit wir uns nicht gegen die kapitalistische Welt verteidigen können. Tod den Verrätern und Diversanten!

Verzweifelt zog ich an Idka.

Es war sehr mühsam. Ich war betrunken. Idka weinte und beschimpfte mich. Und trotzdem schafften wir es. Nur Idkas Wange war zerkratzt. Der Rest heil.

Bald erreichten wir ein riesiges Betonbassin. Es dampfte.

Wir zogen uns aus. Idka befahl: „Nicht gucken!“

Keinen Bock!

Wir stiegen ins Wasser. Es war heiß. Ein Wunder! Wir schwammen und bespritzten einander.

Dann kraulte sie weg. Und ich lag auf dem Rücken und sah den graugelben Wolken nach.

Idka schwamm zu mir. Ich hob sie wie ein Kind auf den Arm. Im Wasser war sie leicht.

Sie legte ihren Kopf an meine Schulter. Und fing an zu schluchzen.

Beklagte sich über Vitalik.

„Du kannst dir nicht vorstellen, wie schwer es ist, mit ihm zu leben. Er ist krank und mürrisch. Auf mich pfeift er. Denkt nur an Russland. Monarchist geworden. Und Reaktionär. Seit drei Monaten studiert er „Die Volksmonarchie“. Und er zwingt mich und Natascha, diesen Quatsch zu hören!“

Ich versuchte sie zu trösten. Das klang bei mir immer sehr schön. Aber nicht überzeugend. Worte ärgern nur, beruhigen niemanden. Egal welche Worte.

Idka hörte auf zu weinen. Innig betrunken schaute sie mir in die Augen. Legte mir die Hand um den Nacken und zog meinen Kopf zu sich heran. Das Letzte, was ich vor dem verzweifelten Kuss sah, waren die Wolken, die durch ihre schwarzen Pupillen wetzten.



Wir stiegen aus dem Wasser. Rieben uns mit der Kleidung trocken. Zogen uns an und gingen langsam zurück. Haben das Loch im Zaun gefunden. Gemächlich spazierten wir durch den schneebedeckten Wald. Ich musste pinkeln und bat Idka weiterzugehen. Ich pinkelte in den Schnee. Seltsame Muster blieben. Als ob man einen weißen flaumigen Teppich mit Säure bespritzt. Ich knöpfte meine Hose zu und ging weiter. Wollte aber Idka nicht einholen. Verlor sie sogar aus den Augen.

Ich kam auf die leere Straße.

Am Rand stand eine kolossale Kabelrolle. Neben ihr stapelten sich Baumaterialien. Ich lehnte mich an die Rolle. Versuchte sie zu bewegen. Ging nicht. Zu schwer. Beim zweiten Versuch gelang es mir, sie ein wenig zu verschieben. Dann rollte ich sie langsam vom Rasen auf die Straße.

Ich weiß nicht warum, aber mein misslungenes Leben war in diesem Moment in der idiotischen Kabelrolle eingedreht. Ich stellte mir vor, dass nicht das Kabel, sondern die unendliche Reihe meiner Tage, wie eine bunte Schlange, auf der Rolle aufgewickelt war.

„Du blöde Rolle, los, roll zum Teufel! Ich hasse dich!“, stieß ich hervor und stemmte mich mit voller Kraft gegen das Monster.

„Na los! Roll zur Hölle! Scher dich weg, Leben!“

Die Rolle bewegte sich majestätisch entlang der Straße, unweit von Idkas Haus. Ich lief neben ihr her, schupste, schimpfte, Tränen flossen. Plötzlich kapierte ich, dass auf dem Weg ein Hindernis stand. Der schwarze „Wolga“ mit den KGBlern.

„Aaah!“, schrie ich, „ihr verfluchten Spitzel! Ich hasse euch! Ich hasse die sowjetischen Machthaber! Andropow, hörst du mich?“

Die Rolle stieß an den friedlich parkenden „Wolga“. Drehte sich und fiel seitwärts mit Gepolter um. Der Wagen hatte fast nichts abbekommen. Die Observierer wärmten sich gerade im Hauseingang. Mein Zorn dämpfte sich. Es dämmerte. Die Neujahrsnacht war beendet.

In der Wohnung war es trostlos, wie immer morgens nach einer Feier. Die Märchenfrau war seit langem verschwunden. Bartjuschicha war auch nicht da. Überall lagen die schlafenden Gäste, nur in der Küche trank noch jemand. Ich fand Sergei, er lag auf dem Boden unweit von Bartjuchow. Ich wollte ihn zum Heimgehen bewegen.

Sergei hob den schweren Kopf, murmelte ein paar Worte und schlief weiter. Ich verabschiedete mich von Vitalik und Idka und ging.

Ich lief an den KGBlern vorbei. Sie standen neben dem „Wolga“ und berührten die verbogene Stoßstange. Einer von ihnen schaute mich misstrauisch an. Ich machte ein unschuldiges Gesicht, zuckte mit den Schultern und wies mit meinem Blick auf die daneben liegende Kabelrolle.

Danach durchquerte ich einen kleinen Birkenwald und kam zu der Straße, die nach Moskau führt.

Der Bus kam nach vierzig Minuten.